

»Sollte die akademische Laufbahn für Damen geöffnet werden...«

Edmund Husserl und Edith Stein¹

Theresa Wobbe

1. Vorbemerkung

Martin Heidegger, Edmund Husserl und Edith Stein sind drei Namen, die im akademischen Gedächtnis zumeist in verschiedenen Kontexten bewahrt werden. Edmund Husserl, der Begründer der Phänomenologie, und Martin Heidegger, der Fundamentalontologe, der sich vom Denken des Meisters zunehmend entfernte: Beide Namen stehen für philosophische Zäsuren, die das Denken des 20. Jahrhunderts nachhaltig prägten. Edith Stein wiederum war als Phänomenologin Husserls Schülerin und Assistentin, den Weg des Kollegen Heidegger, der nach ihrer Kündigung bei Husserl dessen Assistent wurde, kreuzte sie allerdings auch mehrere Male. Und nicht nur dies.

Ernst Wolfgang Orth macht darauf aufmerksam, daß sich Martin Heidegger und Edith Stein als junge Menschen durchaus in einer vergleichbaren Situation mit einer parallelen Problematik befanden.² Dies betraf ihr Weltverhältnis und die Perspektive ihrer geistigen Existenz: Was mußten ein jüdisches Mädchen aus Oberschlesien und ein katholischer alemannischer Junge zu Beginn dieses Jahrhunderts tun, um ihrem Leben eine Bedeutung zu geben? Wie konnten sie aus ihrer Herkunft heraus Modernität bewahren? Im Unterschied zu Martin Heidegger, der im Glauben seiner Herkunft aufwuchs, erhielt Edith Steins Leben erst sehr viel später eine religiöse Dimension. Die Spannung von Religion und Modernität durchzieht gleichwohl das Leben von beiden.

Beide verfolgten eine Spur, die in Richtung Wissenschaft, zur Philosophie, wies. Bei dieser Suche nach einer Seinsweise, die Bedeutung und Bestand haben sollte, hatten sie unterschiedliche Spielräume. Sie gehörten zwar derselben Generation an. Ihre jeweilige Existenz als Frau und Mann sollte sich im Hinblick auf ihre gesellschaftlichen Möglichkeiten allerdings als äußerst voraussetzungsreich erweisen.

Wissenschaft als Beruf lag, zudem in der Philosophie, für Frauen zu Beginn des Jahrhunderts noch in weiter Ferne. Dafür kommen nicht nur institutionelle Gründe in Betracht. Die Einstellung des akademischen Milieus zu Wissenschaftlerinnen spielte ebenfalls eine wichtige Rolle. Dies

¹ Für das Edith Stein Jahrbuch überarbeitete Fassung des am 1. Juli 1995 im Rahmen der 4. Beurerer Edith-Stein-Tage gehaltenen Vortrags.

² Vgl. Wolfgang Orth, Richard Höningswalds Neukantianismus und Edmund Husserls Phänomenologie als Hintergrund des Denkens von Edith Stein. In: Studien zur Philosophie von Edith Stein. Hrsg. von R.L. Fetz – M. Rath – P. Schulz. Freiburg-München 1993, 16f.

führt uns wieder zu Husserl, der zu einer Hochschullehrergeneration zählte, für die das Bild vom Mann als Gelehrten eine kulturelle Selbstverständlichkeit darstellte.

Im folgenden möchte ich mich mit einem Teil der spannungsreichen Beziehung zwischen Edith Stein und Edmund Husserl beschäftigen. Es geht um die Zeit in Edith Steins Leben, als sie die Philosophie zu ihrem Beruf machen wollte. Da man dafür an einer deutschen Universität von einem Hochschullehrer für die Habilitation vorgeschlagen werden mußte, ist die Frage nach dem Lehrer-Schüler-Verhältnis zwischen Edmund Husserl und Edith Stein interessant.

Edith Steins persönliche Geschichte läßt sich im historischen Rahmen mit der von Wissenschaftlerinnen ihrer Zeit verbinden. Denn es gibt aufschlußreiche Verknüpfungen zwischen Edith Stein und der Geschichte von anderen Frauen, die in Deutschland aus ihrer Wissenschaft einen Beruf machen wollten. Auf Edith Steins Versuche, sich zu habilitieren, und auf ihre Beschwerde beim Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ist der Erlaß vom 21. Februar 1920 zurückzuführen, der den Frauen endlich das Recht der Habilitation gab.³ Die Breslauer Philosophin konnte dennoch und trotz fünfmaliger Versuche zwischen 1920 und 1931 den Weg nicht beschreiten, den sie für alle Frauen freimachte. Bei der Verhinderung ihrer akademischen Karriere spielte die Haltung ihres Lehrers Edmund Husserl eine wichtige Rolle.⁴

Zudem gehörte Edith Stein zu der Generation jüdischer Frauen, die im Kaiserreich und in der Weimarer Republik zuerst einen großen Anteil der Studentinnen und dann einen beachtlichen Anteil der Akademikerinnen ausmachten. Das spezifische Milieu des assimilierten jüdischen Bürgertums stellte hierfür einen Rahmen dar.⁵

Der berufliche Weg Edith Steins ist ein typisches Beispiel für die institutionellen Schranken und die persönlichen Vorbehalte, auf die die erste Wissenschaftlerinnengeneration in Deutschland traf. Instruktiv ist dabei das Verhältnis zwischen Lehrer und Schülerin. Edmund Husserl gehörte einer Hochschullehrergeneration an, die zur akademischen Laufbahn von Frauen eine zurückhaltende bis ablehnende Haltung einnahm. Edith Stein wiederum wollte aus der Philosophie ihren Beruf machen. Diese Konstellation enthielt sozial einen Trend der Zeit, den Claudia Huerkamp als den

³ Zur Bedeutung der Habilitation für die Geschichte von Wissenschaftlerinnen vgl. Theresa Wobbe, *Aufbrüche, Umbrüche, Einschnitte: Die Hürde der Habilitation und die Hochschullehrerinnenlaufbahn*. In: *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*. Band 2, hrsg. von Elke Kleinau/Claudia Opitz. Frankfurt/New York 1996. Zur Geschichte der Habilitationen von Frauen in Deutschland vgl. Elisabeth Boedeker/Maria Meyer-Plath, *50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum 1920–1970*. Göttingen 1974.

⁴ Vgl. hierzu die Arbeiten von Hugo Ott insbesondere *Phänomenologie und Ontologie. Edith Stein zwischen Edmund Husserl und Martin Heidegger*. In: *Gelehrtenrepublik – Lebenswelt: Edmund Husserl und Alfred Schütz in der Krisis der phänomenologischen Bewegung*. Hg. von Angelica Bäumer/Michael Benedict. Wien 1993, 169–187.

⁵ Vgl. Claudia Huerkamp, *Bildungsbürgerinnen. Frauen an den Universitäten und in akademischen Berufen. 1900–1945*. Habilitationsschrift. Bielefeld 1994.

»Holzweg zum Beruf« bezeichnet. Frauen konnten inzwischen studieren und promovieren, aus der Wissenschaft einen Beruf zu machen, ihr Eintritt in die *civitas academica* lag allerdings noch in der Ferne.

2. Entweder »eine große Philosophin« oder »eine brauchbare Lehrerin«

»Hinter Beuthen. Noch immer im Kohlenpott. Autokarte auf den Knien. Da springt mir plötzlich (etwa zwanzig Kilometer nördlich von hier, wir befinden uns genau in der Mitte zwischen diesem Punkt und dem im Südosten hinter uns liegenden Auschwitz) der Name Lubliniec in die Augen, ein Name, der mir irgendwie vertraut vorkommt, freilich vertraut auf sehr beunruhigende Art – bis mir plötzlich etwas einfällt, nein nicht etwas, sondern jemand, eine ›sie‹. Und da diese ›sie‹ in den Gesprächen meiner Eltern oft vorkam, wußte ich dies und das über sie, auch daß sie aus Lubliniec stammte.«⁶

Günther Anders (Stern), der sich 1966 auf der Autofahrt durch Schlesien an diesen Ort erinnert, hat als Kind zu Hause oft den Namen Edith Stein gehört. Zählte sie doch zu den ersten und wohl auch begabtesten Studentinnen seines Vaters William Stern (1871–1938), dem Begründer der differentiellen Psychologie und des kritischen Personalismus. Es war die Familie ihrer Mutter Auguste Courant, die aus Lubliniec kam, wohin die Kinder Stein später immer gern in die Ferien fuhren.

Edith Stein selbst wird am 12. Oktober 1891 in Breslau, der Hauptstadt Schlesiens, als Tochter des Kaufmanns Siegfried Stein und seiner Frau Auguste Stein (Courant) geboren. Ihre Schulzeit spielt sich in einem vertrauten assimilierten jüdischen Milieu ab. 1911 legt sie ihre Reifeprüfung mit Auszeichnung ab und beginnt in Breslau das Studium der Germanistik, Geschichte, Psychologie und Philosophie bei William Stern und Richard Höningwald.

Als sie in den Weihnachtsferien 1912 die »Logischen Untersuchungen« Edmund Husserls liest, gehen ihr philosophisch gewissermaßen die Augen auf. Sie will bei Husserl studieren. Dieser Studienwechsel nach Göttingen, bemerkt Wolfgang Orth in der angeführten Studie, »kommt fast einer philosophischen Konversion gleich, eben einer Konversion zur Phänomenologie«. Als sie 1913 dort ankommt, hat die Phänomenologische Bewegung fast ihren Zenit überschritten. Die Schüler der ersten Generation, Hedwig Conrad-Martius, Moritz Geiger, Theodor Conrad, Jean Hering, Alexandre Koyré, sind nicht mehr in Göttingen.

Hedwig Conrad-Martius (1888–1966) hat dieses spezifische Milieu der jungen Phänomenologen in Göttingen geschildert:

»Die allerdings tiefe gemeinsame Art des Denkens und Forschens stellte (...) einen Bezug zwischen den Husserlschülern her, den ich nicht anders bezeichnen kann denn als eine (natürliche) Geburt aus einem gemeinsamen Geist, der doch gerade *keine* inhaltlich gemeinsame Weltan-

⁶ Günther Anders, *Die Schrift an der Wand. Tagebücher 1941–1966*. München 1967, 276f.

schauung ist (...). Wir besaßen keine Fachsprache, kein gemeinsames System, das am allerwenigsten. Es war nur der geöffnete Blick für die geistige Erreichbarkeit des Seins in allen seinen nur denkbaren möglichen Gestaltungen (...) was uns einte.«⁷

Zu Beginn von Steins Studium sind die »Ideen I« von Husserl gerade in der ersten Nummer des »Jahrbuchs für Philosophie und phänomenologische Forschung« erschienen. Der neue Lebensabschnitt in Göttingen öffnet ihr zum ersten Mal eine gemeinsame Welt der philosophischen Arbeit und der Freundschaft.

Hier trifft sie auf Adolf Reinach (1883–1917), den Assistenten Husserls, der sie bei ihrer philosophischen Arbeit unterstützt und ihr aus der verzweifelten Arbeitsphase der Desorientierung heraushilft. Im Studium bei ihm erlebt sie einen Lehrer, der die Spannung zwischen Bindung und Autonomie zu halten in der Lage ist. Hier erfährt sie eine philosophische Orientierung und, wie sie es ausdrückte, ein »gemeinsames Suchen«, allerdings in einer deutlichen sozialen Konstellation, nämlich »an der Hand eines sicheren Führers«.

In Göttingen begegnet sie schließlich Max Scheler (1874–1928), dessen Person und Philosophie sie in ganz anderer Weise beeindruckt und entzündet. »Nie wieder«, ist ihr »an einem Menschen so rein das ›Phänomen der Genialität‹ entgegengetreten«. Zu Scheler hat sie in gewisser Weise einen direkten Bezug, eine persönliche Affinität, was nicht ausschließt, daß die »blendenden und verführerischen« Züge seiner Person für sie eher beunruhigend gewesen sein dürften. Seine Hinweise auf die Welt der materialen Werte und deren Bedeutung für den Aufbau der Person nimmt sie für ihre Philosophie auf. Ihre Meinungsverschiedenheiten in der Sache sind vor diesem Hintergrund wohl eher »une lutte amoureuse«, ein Ringen in gegenseitiger Zuneigung, wie Jan Nota, notiert.⁸

Nach dem Examen 1915 und ihrer Zeit im freiwilligen Lazarettendienst des Roten Kreuzes schreibt sie im Winter 1915/16 in Breslau ihre Doktorarbeit, in der sie sich mit dem Problem der Einfühlung, einem zentralen theoretischen Begriff der Intersubjektivität, beschäftigt. Das Rigorosum findet im Sommer 1916 bei dem inzwischen nach Freiburg berufenen Husserl statt. Nach der Promotion scheint Stein 1916 bei Husserl in Freiburg am Beginn einer wissenschaftlichen Karriere zu stehen, denn ab Oktober desselben Jahres arbeitet sie als Privatassistentin bei dem Begründer der Phänomenologie.⁹

Die Zusammenarbeit, die 1916 für Husserl und Stein so erwartungsvoll beginnt – »Ich weiß nicht, wer von uns beiden glücklicher war. Wir waren wie ein junges Paar im Augenblick der Verlobung«¹⁰ – kündigt Anfang

⁷ Hedwig Conrad-Martius, Meine Freundin Edith Stein. In: Denken im Dialog. Zur Philosophie Edith Steins. Tübingen 1991, 176f.

⁸ Vgl. Die frühe Phänomenologin Edith Stein. In: Denken im Dialog. A.a.O., 57–71.

⁹ Ihre Stelle ist nicht durch die Universität finanziert, sondern durch Husserl selber. Er zahlt ihr aber nur einen kleinen Betrag, so daß die Mutter Edith Steins, Auguste Stein, durch die Vorauszahlung eines Teils des Erbes der Tochter die Assistententätigkeit ermöglicht.

¹⁰ Edith Stein, Aus meinem Leben. In: Edith Steins Werke. Band 7. Freiburg 1987, 371.

1918 Edith Stein in tiefer Resignation auf. Der Grund dafür liegt einmal in der Arbeitsweise Husserls und zum anderen darin, daß der Lehrer die Schülerin nicht bei der Habilitation unterstützt.

Husserl, der en détail neu Beginnende, der gewissermaßen schreibend denkt, ist nicht in der Lage, mit der Assistentin, die er persönlich sehr schätzt, zu arbeiten. Hat er etwas niedergeschrieben, treibt ihn schon wieder ein neuer Gedanke, und das auf dem Papier Zurückgelassene verliert seine Aufmerksamkeit. Stein wiederum, die Systematikerin, verfügt über die philosophische Kompetenz und das methodische Werkzeug, aber auch über die intellektuelle Intuition, aus diesen Notizzetteln – in Gabelsberger stenographischer Schrift – Manuskripte für die Edition vorzubereiten, die vom Meister aber nicht einmal gelesen werden. Husserl ignoriert ihre Arbeit, veröffentlicht zudem ihre Dissertation nicht im »Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung« und – was am schwersten wiegt – bietet ihr nicht die Habilitation an.

Hinweise auf seine Ambivalenz hat Husserl schon während der Promotion gegeben. Signalisiert er einerseits Anerkennung für Edith Steins Arbeiten, bestimmen andererseits seine Vorbehalte gegenüber Frauen als Wissenschaftlerinnen sein Verhalten. Nach dem Staatsexamen im Sommer 1915 schlägt Husserl Stein vor, nicht in Philosophie, sondern in Geschichte und Literatur zu promovieren, in denen sie so ausgezeichnet bestanden habe. Diese beiden Fächer stellen nach dem konventionellen Verständnis eher Bereiche dar, die den Frauen angemessener sind als die Philosophie.

Die Schülerin reagiert auf diesen Vorschlag des verehrten Lehrers mit Empörung. Es komme ihr nicht darauf an, »mir mit irgendeiner Doktorarbeit den Titel zu erwerben. Ich will die Probe machen, ob ich in Philosophie etwas Selbständiges leisten kann.« Diese erstaunlich selbstbewußte Antwort scheint Husserl »zur Besinnung« gebracht zu haben; die Sache ist nun geklärt. Im Frühjahr 1916 schickt Edith Stein ihre Promotionschrift – drei Hefte mit blauem Papiereinband – nach Freiburg zum Meister.¹¹

Als sie im Sommer nach Freiburg reist, das seidene Kleid im matten Pflaumenrot für die Prüfung im Gepäck, trifft sie in Dresden Hans Lipps (1889–1941). Ob Husserl sich in Freiburg über ihre Arbeit geäußert habe, möchte sie gern wissen. Nichts hat der Meister gesagt, erfährt sie von Lipps: »Er bindet manchmal die Mappe auf, nimmt die Hefte heraus, wägt sie in der Hand und sagt wohlgefällig: Sehen Sie nur, was für eine große Arbeit mir Fräulein Stein geschickt hat! Dann legt er sie schön in die Mappe zurück und bindet wieder zu.«¹²

In der Lorettostraße in Freiburg empfängt Husserl sie sogleich mit der schockierenden Botschaft, daß er ihre Arbeit noch nicht gelesen habe. Statt zu promovieren, was sie bei ihrem nächsten Besuch machen könne, schlägt er ihr vor, sein Kolleg über die »Philosophie der Neuzeit« zu be-

¹¹ Edith Stein, a.a.O., 284 bzw. 248.

¹² A.a.O., 361.

suchen. Frau Malvine Husserl ist fassungslos, daß ihr Mann seine Doktorandin, die den langen Weg von Breslau nach Freiburg gemacht hat, einfach versetzt. Nach Wochen des Ausharrens hat Edith Stein es schließlich Frau Husserl zu verdanken, daß der Meister sich auf ihren Druck hin bereit erklärt – »meine Frau läßt mir keine Ruhe« – die Dissertation zu lesen und Stein zu Ende des Sommersemesters zu promovieren.

Husserl äußert sich nun positiv über die Promotionsschrift, die er als eine selbständige Arbeit charakterisiert. Ebenfalls macht er seiner Schülerin deutlich, daß seine Anforderungen sehr hoch sind: »*Cum laude* sei schon ein sehr gutes Prädikat, *magna cum laude* werde selten gegeben, *summa cum laude* nur für Habilitationskandidaten.« Als sie daraus schließt, dann »will ich mich mal auf ein *cum laude* einstellen,« lautet die Antwort Husserls: »Seien Sie froh, wenn Sie überhaupt durchkommen.« Einige Tage vor dem Rigorosum versichert Husserl Stein, daß ihre Promotion ihm immer besser gefalle: »Ich muß mich in acht nehmen, daß es nicht gar zu hoch hinaufgeht (...). Sie sind ja ein sehr begabtes kleines Mädchen.« Dann fährt er mit einer ganz erstaunlichen Mitteilung fort: »Ich habe nur Bedenken, ob diese Arbeit neben den *Ideen* im Jahrbuch möglich sein wird. Ich habe den Eindruck, daß Sie manches aus dem II. Teil der *Ideen* vorweggenommen haben.«¹³

Husserl ist also von Steins Dissertation beeindruckt, und sie erhält von ihm das unerwartete *summa cum laude*, doch im »Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung« ist sie im Unterschied zu Roman Ingardens Promotion nie erschienen. Ingardens Promotionsschrift, die 1918 fertig gestellt wird, und für deren Publikation Stein entscheidende redaktionelle Überarbeitungen vornimmt, erscheint 1922 im »Jahrbuch«.

Edith Stein hat vielleicht in den ersten Monaten ihrer Assistenzzeit noch gehofft, daß ihre Promotionsschrift im »Jahrbuch« veröffentlicht wird. Erst im Januar 1917 beantragt sie bei der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg den Druck der Dissertation in gekürzter Form. Sie bittet darum, »nur einen Teil im Druck erscheinen lassen zu dürfen, da die ganze Arbeit sehr umfangreich und die Druckkosten gegenwärtig ungewöhnlich hoch sind«. Angesichts der Unterstützung, die Husserl in derselben Zeit, als sich für seine Assistentin alle Hoffnungen zerschlagen, Roman Ingarden zukommen läßt, enthüllt dieses Schreiben eine bittere Wahrheit.

Ingarden wird eine deutliche Förderung durch persönliche Ermutigung, philosophische Anerkennung und finanzielle Entlastung zuteil. Husserl ermutigt seinen Promovenden im Juni 1917 zum Abschluß der Promotion. Der Meister rechnet bei ihm nicht nur »mit dem wohlverdienten ›*summa cum laude*‹«, er stellt ihm ebenfalls die Veröffentlichung im »Jahrbuch« in Aussicht: »Ihre schöne Bergsonarbeit machen Sie bitte fertig, ich habe

¹³ A.a.O., 371, vgl. auch 365 bzw. 369. Zum ganzen Theresa Wobbe, Von Marianne Weber zu Edith Stein. Historische Koordinaten des Zugangs zur Wissenschaft. In: Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Hrsg. von Theresa Wobbe/Gesa Lindemann. Frankfurt a. M. 1994.

ja die Absicht, sie, wenn sie wohlgerundet ist, in mein Jahrbuch aufzunehmen.«¹⁴

Über die Schwierigkeiten hinweg, die die Kriegssituation mit sich bringt, erhält Ingarden von Husserl immer wieder die notwendige Anerkennung und auch die Versicherung, daß er alle Hilfe erhalten wird: »Daß Frl. Stein Ihnen sprachlich zur Seite stehen wird, daran ist ja nicht zu zweifeln.« Schließlich signalisiert der Mentor in aller Deutlichkeit, daß er beabsichtigt, Ingarden als seinen Schüler zu fördern: »Es liegt mir viel daran, daß Sie sich im Jahrbuch und in der phänomenologisch interessierten Welt gut einführen.«

Im Unterschied zu Stein, die ihre Promotion nicht im »Jahrbuch« veröffentlichen kann, die vielmehr die Kosten für den Druck selbst zu übernehmen hat, erhält Ingarden die ganz außergewöhnliche Nachricht von seinem Mentor: »Erfreuen wird es Sie zu wissen, daß Herr Niemeyer meinen dringenden Wunsch, Ihnen ein Honorar zu gewähren, erfüllt hat. Sie erhalten 50–60 M pro Bogen (...). Das Normale ist jetzt, daß selbst ältere Autoren in Deutschland zu den Druckkosten *hohe Zuschüsse* zu zahlen haben.«

Husserl ist Ingarden in tiefer Freundschaft und geistiger Nähe verbunden, nicht zuletzt deswegen, weil Ingarden ihn durch seine Bergsonarbeit mit dem Zeitkonzept des französischen Philosophen Henri Bergson (1859–1941) bekannt macht. Das Konzept der *durée* bei Bergson, so stellt Husserl fest, zeigt eine große Verwandtschaft zu seinen Aufzeichnungen über das innere Zeitbewußtsein. Stein wiederum birgt 1917 diesen Schatz der Husserlschen Manuskripte »Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins« und bereitet diese Notizzettel, die Husserl seit 1903 angefertigt hat, für die Veröffentlichung vor. Aber die Philosophin trägt im Gegensatz zu ihren Kollegen Roman Ingarden und Martin Heidegger keinerlei Anerkennung und symbolischen Gewinn davon.

In seinem Verhältnis zu Ingarden agiert Husserl deutlich als Mentor und für die Unterstützung seines Protégés nimmt er dabei auch die Arbeit Edith Steins in Anspruch. Gegenüber seiner Assistentin ist Husserl kein Mentor. Für dieses Verhalten sind, wie wir später sehen werden, seine Vorbehalte gegen Frauen als Wissenschaftlerinnen von Bedeutung. Da Husserl Edith Stein keine Möglichkeit der eigenen philosophischen Arbeit und Qualifizierung gibt, kündigt diese die Zusammenarbeit auf. Am 28. Februar 1918 berichtet sie an Ingarden: »Der Meister hat meinen Rücktritt in Gnaden genehmigt.«

¹⁴ Briefe an Roman Ingarden. Mit Erläuterungen und Erinnerungen an Husserl. Hrsg. von Roman Ingarden. Den Haag 1968, Brief Nr. 4. Zu dem folgenden vgl. die Briefe Nr. 6, 8, 16.

3. »Weil ich nun einmal so konstruiert bin, daß ich reflektieren muß«

Noch im Jahre 1919 konzipiert Edith Stein ihre »Beiträge zur philosophischen Begründung der Psychologie und Geisteswissenschaften«, die sie als Habilitationsschrift an der Universität Göttingen einreicht. Das Habilitationsgesuch wird bereits von einer Vorkommission abgelehnt, denn »die Zulassung einer Dame zur Habilitation begegnet immer noch Schwierigkeiten«. ¹⁵ Das Ablehnungsschreiben verweist dann auch ausdrücklich darauf, daß die Habilitation der Mathematikerin Emmy Noether eine Ausnahme darstellt. ¹⁶

Gegen die Ablehnung protestiert Edith Stein. Sie wendet sich mit dem für die Geschichte von Wissenschaftlerinnen in Deutschland bedeutenden Schreiben an den Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Unter Bezugnahme auf die »Ausnahme« Emmy Noether fordert sie eine prinzipielle Klärung: »Es wurde mir (...) wiederholt versichert, daß diese nur als Ausnahme zugelassen worden sei, weil die Dame nach dem Urteil der Fachleute »über dem Durchschnitt der Ordinariatsstände«; es dürfte daraus kein Präcedenzfall gemacht werden.« Da – so Edith Stein – dieses Verfahren nicht durch die Habilitationsordnung gerechtfertigt ist und zudem gegen die Reichsverfassung verstößt, »erlaube ich mir, Eure Excellenz darauf aufmerksam zu machen, in der Hoffnung, daß eine prinzipielle Klärung der Frage erwogen wird«. ¹⁷

Der damalige Referent im Ministerium Carl-Heinrich Becker (1876–1933), der Orientalist und spätere Kultusminister Preußens (1925–1930), antwortet ihr am 21. Februar 1920 mit jenem Erlaß, der die Grundlage dafür bildet, daß Frauen in Deutschland das Recht auf die Habilitation beanspruchen können: »Der in Ihrer Eingabe vom 12. Dezember 1919 vertretenen Auffassung, daß in der Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht kein Hindernis gegen die Habilitation erblickt werden darf, trete ich bei. Ich habe aus Anlaß des von Ihnen vorgetragenen Einzelfalles sämtliche beteiligten Stellen hiervon in Kenntnis gesetzt.« ¹⁸

Edith Stein, Phänomenologin, Husserl-Schülerin und Jüdin wird allerdings an keiner Universität habilitiert. Obgleich nach dem Scheitern ihrer Habilitationsversuche im Jahre 1920 von Husserl keine Signale der Unterstützung kommen, schreibt sie an Fritz Kaufmann in Freiburg, daß er Husserl auf jeden Fall mitteilen soll, daß sie »nicht *gebrochen*« ist, fügt

¹⁵ Schreiben der Historisch-Philologischen Abteilung der Philosophischen Fakultät Göttingen vom 29.10.1919, in: Geheimes Staatsarchiv, Preußischer Kulturbesitz, Abt. Merseburg, Kultusministerium, Rep., 76 Va, Sekt 1 Tit.VIII Nr. 8 Adh III–155.

¹⁶ Emmy Noether (1882–1935), Begründerin der abstrakten Algebra, habilitiert sich am 4.6.1919 an der Göttinger Universität.

¹⁷ Schreiben Edith Steins vom 12.12.1919 »Betrifft die Frage der Habilitation von Frauen an preußischen Universitäten«, in: Geheimes Staatsarchiv, Preußischer Kulturbesitz, Abt. Merseburg, Kultusministerium, Rep., 76 Va, Sekt 1 Tit.VIII Nr.8 Adh III–153.

¹⁸ Schreiben des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. UI Nr. 18535 vom 21.2.1920 an Frl. Dr. Edith Stein, in: Geheimes Staatsarchiv, Preußischer Kulturbesitz, Abt. Merseburg, Kultusministerium, Rep., 76 Va, Sekt 1 Tit.VIII Nr. 8Adh III–162.

aber – nachdem sie verschiedene weitere Habilitationsmöglichkeiten erwogen hat – hinzu: »Überall, wo ich nicht auf persönliches Wohlwollen rechnen kann, werde ich ja, wie in Breslau und hier, den guten Rat bekommen: Gehen Sie doch nach Freiburg! Auch das dürfen Sie meinerwegen Husserl sagen, aber ich warne Sie entschieden vor der Debatte, die das auslösen würde.«¹⁹

Edith Stein schätzt Husserls Vorbehalte realistisch ein. Sie geht von der Unveränderlichkeit seiner Haltung aus. Sie weiß, daß von seiner Seite nichts zu erwarten ist: »Husserl hat es a limine abgelehnt, es in Freiburg durchzusetzen bzw. durchsetzen zu können.« Damit entzieht er ihr die entscheidende Voraussetzung zu einer wissenschaftlichen Laufbahn und blockiert alle weiteren Habilitationsversuche. Husserl läßt seine Schülerin ungeschützt, ohne Solidarität, und macht damit ihre Habilitationsversuche aussichtslos. Denn warum soll irgendeine andere Philosophische Fakultät eine Wissenschaftlerin habilitieren, die von ihrem Lehrer nicht zur Habilitation aufgefordert wurde?

Das Zeugnis, das Husserl Edith Stein 1919 über die Tätigkeit als Privatassistentin ausstellt, endet mit den Worten: »Sollte die akademische Laufbahn für Damen eröffnet werden, so könnte ich sie (Edith Stein) an allererster Stelle für die Zulassung zur Habilitation empfehlen.«²⁰ Diese Zeilen signalisieren zwar Husserls Ambivalenz, aber keineswegs eine Unterstützung. Denn selbstverständlich fragen sich alle, wieso der angesehene Phänomenologe seine begabte Assistentin nicht habilitiert, sie statt dessen aber anderen empfiehlt und »mit einem verwaschenen Empfehlungsschreiben in den universitären Alltag ent(läßt)«. ²¹ Die fehlende Unterstützung ist also keinesfalls nur auf seine bekannte Zerstretheit, seinen Produktionshabitus oder eine Abwehr von institutionellen Angelegenheiten zurückzuführen. Sie hat wohl vor allem mit seinen konventionellen Vorstellungen von Frauen als Wissenschaftlerinnen zu tun. Husserls Interesse an einer Schreibkraft hebt Hugo Ott in diesem Zusammenhang hervor: »Husserl indes verfolgte andere Pläne: er brauchte nur die zuarbeitende Hand, keinesfalls eine Mitarbeiterin, die über die Promotion hinausstrebe.«

Husserls Verhalten gegenüber Edith Stein erhellen eher seine 1907 an der Göttinger Universität formulierten grundsätzlichen Vorbehalte gegen die Habilitation von Frauen. Hintergrund ist hier ein Rundschreiben des Ministeriums für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten vom 19. Januar 1907 an alle Rektoren, Verwaltungsausschüsse und Fakultäten mit der Bitte um eine Stellungnahme zur Frage, »ob es mit der gegenwärtigen Verfassung und den Interessen der Universitäten überhaupt vereinbar ist, Frauen zur akademischen Laufbahn zuzulassen«. ²² Während die Theolo-

¹⁹ Brief an Kaufmann vom 8.11.1919. In: Edith Steins Werke. Band 8. Freiburg 1976/77. Zu dem folgenden den Brief Nr. 65 an Roman Ingarden.

²⁰ Die Handschrift befindet sich im Edith-Stein-Archiv Köln, A 23 a, b. Hier zitiert nach Edith Steins Werke. Band 14. Freiburg 1991, 122, Anm. 7.

²¹ Hugo Ott, a.a.O., 125, 114, 179.

²² Vgl. Cordula Tollmien, »Sind wir doch der Meinung, daß ein weiblicher Kopf nur ganz

gische, die Juristische und die Medizinische Fakultät diese Frage negativ beantworten, entzündet sich eine Kontroverse in der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen. Hier verfassen einige Kollegen, unter ihnen der Historiker Max Lehmann (1845–1929), die Mathematiker David Hilbert (1862–1943) und Carl Runge (1856–1927), ein separates Votum zugunsten der Habilitation der Frauen, das jedoch in der Abstimmung mit einer Stimme Mehrheit abgelehnt wird. Cordula Tollmien hat diese Kontroverse rekonstruiert und dabei auch die Gründe der Ablehnung durch Edmund Husserl aufgezeigt.

Husserls Formulierungen sind für uns heute nicht nur aufschlußreich, weil sie die beharrlichen Vorbehalte gegenüber Frauen als Wissenschaftlerinnen dokumentieren. Sie illustrieren zudem, daß die Habilitation die entscheidende symbolische Schwelle und berufliche Hürde für Frauen darstellte: »Eine gleich tüchtige wissenschaftliche Arbeit (als ›Habilitationsschrift‹ gedacht) begründet demnach bei einem jungen Mann und einer jungen Dame nicht dieselben Hoffnungen: in einem Falle die positive Zuversicht auf die Emporentwicklung zu einer berufstüchtigen Forscher und Lehrerpersönlichkeit, im anderen Falle nicht.« Husserls Begründung ist typisch für den größten Teil der damaligen Professorenschaft. So hatte Lise Meitners (1878–1968) akademischer Lehrer Max Planck (1858–1947) diese Einstellung auch zum Ausdruck gebracht, als er sich 1897 zur wissenschaftlichen Laufbahn von Frauen äußerte: »Amazonen sind auch auf geistigem Gebiet naturwidrig«. Die Äußerungen Husserls und Plancks sind historisch insofern typisch, als in ihnen ein ungebrochenes Bild von dem Mann als Gelehrten zum Ausdruck kommt, das als kulturelles Selbstverständnis vorausgesetzt wird. Die Habilitation als Befähigung zum Beruf des Wissenschaftlers ist danach Männern vorbehalten und die Zugehörigkeit zum akademischen Lehrkörper ist männlich konnotiert. Die Promotion für Frauen erscheint nach konventionellen Mustern akzeptabel, da dieser Qualifikationsschritt eben nicht den Anspruch enthalten muß, Wissenschaft als Beruf auszuüben.

Bei Edith Steins weiteren Überlegungen, das Terrain für eine Habilitation zu sondieren, spielt 1919 ihre jüdische Herkunft eine Rolle. Im Wilhelminischen Deutschland hatten jüdische Wissenschaftler große Schwierigkeiten, auf eine Professur berufen zu werden. Wie sehr das antisemitische Ressentiment die Berufungspolitik der Wissenschaftsbürokratie und die akademische Kommunikation bestimmte, können wir den Äußerungen Max Webers in seiner Korrespondenz mit Lujo Brentano über die Besetzung des Lehrstuhls für Nationalökonomie in Freiburg entnehmen: »Nach dem, was mir geschrieben wurde, stand die Parole fest: ›Keine Juden‹. (...) Aber ich mußte Christen (resp. ›Arier‹) empfehlen.«²³ Der Berliner Soziologe Georg Simmel selbst scheidet in zwei Berufungsverfahren nach Heidelberg, für die sich Max Weber eingesetzt hat, 1908 und 1915 an

ausnahmsweise in der Mathematik schöpferisch sein kann«. – Emmy Noether 1882–1935. In: Göttinger Jahrbuch 38 (1990) 165, 168.

²³ Max Weber, Briefe 1906–1908. Hrsg. von Wolfgang Mommsen und Rainer M. Lepsius. Tübingen 1990. Brief vom 3.6.1908.

der Badischen Kultusbürokratie, und, wie wir wissen, an den antisemitischen Ressentiments der gutachtenden akademischen Kollegen.

Edith Stein beabsichtigt 1919, sich mit William Stern, ihrem alten Lehrer und väterlichen Freund aus der Breslauer Zeit, der inzwischen in Hamburg lebt, zu beraten. In ihren Überlegungen überwiegen jedoch abwägende Momente aufgrund ihrer Einschätzung der politischen Situation: »Viel Hoffnung habe ich nicht, denn die Philosophie ist dort durch jüdische Ordinarien vertreten (Stern und Cassirer) und bei dem ungeheuren Antisemitismus, der jetzt allgemein herrscht, möchte ich Stern nicht darum bitten, nun auch noch mich vorzuschlagen.«²⁴

Für sie erscheint die Lage nahezu aussichtslos, der Weg verstellt. Mit dem Gefühl der Hoffnungslosigkeit und mit der schmerzlichen Enttäuschung über Husserl schreibt sie an Ingarden: »Damit ist aber auch alles erschöpft, was ich an ›Beziehungen‹ aufbringen kann. Und das ist ja das einzig Maßgebende, sachliche Gesichtspunkte sind völlig Nebensache. Daß ich lieber auf die Habilitation verzichte, als Husserl noch einmal darum angehe, können Sie sich wohl denken.«

Eine tiefe Resignation ist nicht zu überhören. Noch zweieinhalb Jahre zuvor ist sie – trotz der Kooperationsprobleme mit Husserl – voll Energie und hat Hoffnungen, die sie selbstsicher Fritz Kaufmann mitteilt: »daß ich den Gedanken einer Rückkehr an die Schule endgültig aufgesteckt habe (...) und {ich} hoffe, ganz und für immer bei der wissenschaftlichen Arbeit bleiben zu können.«

4. »... daß ich mir faute de mieux selbst die venia erteilt habe ...«

1920 befindet sich Edith Stein nun in einer Situation, in der sie eher auf die Habilitation verzichten will, als sich durch eine Ablehnung ihres verehrten Lehrers noch einmal kränken zu lassen. Doch philosophisch will sie weiterhin arbeiten und greift deshalb zur Selbsthilfe. Ingarden teilt sie nun ihren Plan mit, eine private Akademie zu gründen: »Sie sehen, daß ich durch Mißerfolge nicht bescheidener werde.«

Tatsächlich versammelt sie wöchentlich zu Vorlesungen in Phänomenologie eine beachtliche Schar von Studenten und Studentinnen um sich. Sie trotz den gescheiterten Habilitationsversuchen und lehrt, wozu ihr keine Universität die Berechtigung erteilt hat: »Von mir habe ich Ihnen zu berichten, daß ich mir faute de mieux selbst die venia erteilt habe und in meiner Wohnung Vorlesungen und Übungen halte (Einleitung in die Philosophie auf phänomenologischer Grundlage).«

Mit »eigener venia legendi«, ihren privaten Lehrveranstaltungen, scheint sie sehr zufrieden zu sein. Sie hat große Lust, philosophisch zu arbeiten und möchte sich langsam einen kleinen festen Kreis schaffen, mit

²⁴ Edith Steins Briefe, a.a.O., Brief Nr. 66 an Roman Ingarden. Die folgenden Zitate sind aus den Briefen Nr. 66 (Ingarden), 4 (Kaufmann), 67 (Ingarden), 35 (Kaufmann), 68 (Ingarden).

dem sie wissenschaftlich arbeiten kann. »Die Habilitationsversuche habe ich gründlich satt. Es gehen dabei so viel Zeit und Kräfte drauf, die man besser anwenden kann.«

Einen Monat später berichtet sie Kaufmann, daß sie an einen neuen Habilitationsversuch nicht denkt und fügt lakonisch hinzu: »Der Runderlaß an die Universitäten wegen weiblicher Habilitation geht zwar auf meinen Antrag zurück, ich verspreche mir aber praktisch nichts davon.« Faktisch aber kann Edith Stein 1920 noch nicht wissen, daß ihre wissenschaftliche Karriere tatsächlich aussichtslos ist, denn vieles ist noch offen.

Zu dieser Zeit kündigt sich allerdings auch eine entscheidende biographische Wende in ihrem Leben an. Edith Stein, für die seit Ende des Jahres 1917 die religiöse Sphäre eine Bedeutung erhalten hat, steht kurz vor dem Übertritt zum katholischen Glauben. Der Weg in den Glauben hat für ihre Philosophie und für ihre berufliche und politische Orientierung erhebliche Folgen. Von 1923 bis 1931 ist sie als Lehrerin am Mädchenlyzeum und an der Lehrerinnenbildungsanstalt der Dominikanerinnen von St. Magdalena in Speyer tätig. Außerdem arbeitet sie an einer umfangreichen Thomas-Übersetzung und engagiert sich in der katholischen Frauenbewegung zur Frauenbildung und Frauenfrage.

Die Leidenschaft für die Philosophie hat sie weiterhin, und auch den Wunsch, aus der Philosophie einen Beruf zu machen hat sie noch nicht aufgegeben. 1931 unternimmt sie noch einmal Versuche, in Hamburg und Breslau zu habilitieren. In Freiburg besucht sie Heidegger, der 1918, nachdem sie ihr Arbeitsverhältnis mit Husserl aufgekündigt hatte, die erste von der Universität finanzierte Assistentenstelle bei Husserl erhielt.

Hier begegnen sich zwei Menschen mit unterschiedlichen Lebenswegen. Martin Heidegger, der durch das Nachwuchsförderungssystem des katholischen Milieus zur akademischen Ausbildung gelangt war, und sich vom intellektuell und philosophisch beschränkten Katholizismus losgesagt hatte. Er, der einmal Jesuit werden wollte und als katholischer Philosoph begann, steht für eine Philosophie des Daseins, das sich unter einem leeren Himmel findet.

Edith Stein brach als Nicht-Gläubige in die Wissenschaft und die Phänomenologie auf, als Frau, die daraus einen Beruf machen wollte. Ihr Leben weitet sich durch die Entdeckung der religiösen Dimension, ihr Übertritt zum katholischen Glauben führt sie allerdings wissenschaftlich und sozial eher ins Abseits.

Im Januar 1931 stehen sich dann beide, der Autor von »Sein und Zeit« und die katholische Lehrerin und Frauenrechtlerin, in Freiburg gegenüber. Der im Zenit seines Ruhms stehende Philosoph empfängt Edith Stein, die eine neue Verbindung zum akademischen Fach sucht, um in katholischer Philosophie zu habilitieren. Er empfängt sie zwar freundlich, hält aber ihren erneuten Versuch zur Habilitation wohl für aussichtslos.

Im April 1932 nimmt Edith Stein dann das Angebot für eine Professur am »Deutschen Institut für Wissenschaftliche Pädagogik« in Münster an. Nun hat sie endlich wieder einen Beruf, aber das Ende der Weimarer Republik zeichnet sich bereits ab. Mit dem politischen Machtwechsel im Jah-

re 1933 tritt als eines der ersten Gesetze im April das nationalsozialistische Beamten-gesetz in Kraft. Wie eine Vielzahl anderer Kolleginnen und Kollegen wird auch Edith Stein aufgrund ihrer Herkunft aus einer jüdischen Familie entlassen. Für Edith Stein, die nun am Ende aller weltlichen Möglichkeiten angekommen ist, beginnt eine andere Zeit, weltabwärts im Ordenshaus der Karmelitinnen zu Köln-Lilienthal.

5. Spannungen der Mentor-Protégé-Beziehung

Edith Stein gehört zur ersten Generation von Frauen, die in Deutschland in der Philosophie promovieren, und sie zählt als Phänomenologin zu einer neuen philosophischen Richtung, die ihren Platz im akademischen Feld der Disziplin zu behaupten hat. Sie hat einen Lehrer, der ihre philosophische Arbeit zum Teil anerkennt, allerdings ihre wissenschaftliche Laufbahn durch eine Mentorschaft nicht unterstützt. Folgen wir Claudia Huerkamps These vom »Holzweg zum Beruf«, dann zeigt das Beispiel Edith Stein einen Trend der Zeit. Danach sind Frauen nun zwar zum Studium und auch zur Promotion zugelassen, doch als Wissenschaftlerinnen und akademische Lehrerinnen können sie die *civitas academica* noch nicht betreten.

Die unterschiedliche Haltung Husserls zur Mentorschaft wird am Beispiel von Edith Stein und Roman Ingarden anschaulich. Ingarden wird vom Lehrer ermutigt, und er erhält zudem deutliche Hinweise, daß der Meister ihn in seine Schule aufnehmen wird, was die Publikation der Dissertation im »Jahrbuch« einschließt. Husserl veröffentlicht demgegenüber Steins Promotion nicht im »Jahrbuch«, er gibt ihr keine Möglichkeit der Weiterqualifikation zur Habilitation. Was Husserl 1907 zur Ablehnung der Habilitation von Frauen ausführt, scheint auch gegenüber seiner Schülerin weiterhin ausschlaggebend zu sein. Für Männer folgt auf die Promotion die Habilitation, für Frauen endet mit der Promotion die Qualifikation. Die Versuche Edith Steins, aus der Wissenschaft einen Beruf zu machen, verweisen auf die höchst spannungsreiche Beziehung zu dem von ihr verehrten Edmund Husserl, dessen konventionelle Vorstellungen vom Mann als Gelehrten für sein institutionelles Verhalten gegenüber der Assistentin bestimmend waren.²⁵ Mit diesen Überlegungen zum Verhältnis Husserl und Stein soll freilich nicht gesagt werden, daß ausschließlich das Moment der geschlechtlichen Differenz in Mentor-Protégé-Beziehungen benachteiligend wirkt. Die Habilitation in ihren kognitiven, symbolischen

²⁵ Edith Steins gescheiterte wissenschaftliche Laufbahn ist auch in bezug auf die Geschichte von Frauen in der Philosophie nicht unbedeutend. Die »Königin der Wissenschaften« ließ in Deutschland die Frauen auf lange Zeit nicht als akademische Kolleginnen zu. Die erste Philosophin erwarb erst 1950 ihre *venia legendi*, und auch diese Geschichte ist mehr als trostlos. Katharina Kanthack geb. Henfelder verfaßte 1932 ihre Habilitationsschrift an der Berliner Universität, das Verfahren wurde jedoch 1933 von den Nationalsozialisten ausgesetzt, im Rahmen eines Nachholverfahrens erhielt sie 1950 von der Freien Universität Berlin ihre Lehrbefähigung.

und sozialisatorischen Aspekten stellt ein selektives Verfahren dar, das aus verschiedenen Gründen benachteiligend sein kann. Zudem ist gerade der Mentor-Protégé-Konstellation in der Verknüpfung ihrer institutionellen und persönlichen Anteile die spannungsreiche Beziehung von Bindung und Freiheit, von Autorität und Solidarität inhärent, und damit ist sie auch durch persönliche Kompetenz und Affinität bestimmt.

Dieser hier nur angedeuteten spannungsgeladenen Mentor-Protégé-Beziehung wohnt allerdings symbolisch, kognitiv und sozial die Dimension der Macht inne. Die Bedeutung der geschlechtlichen Differenz ist hiermit verwoben. Der historische Kontext zu Beginn dieses Jahrhunderts kann diese Problematik anschaulich machen. Frauen waren bis 1920 institutionell nicht als akademische Lehrerinnen zugelassen und als wissenschaftliche Gelehrte und Kolleginnen nicht anerkannt. Dieser Rahmen, darauf weist Edith Steins Eingabe an den Kultusminister hin, legitimierte die Monopolisierung von Chancen auf seiten von Männern im Sinne der sozialen Schließung (Weber). Mit der formalen Zulassung zur Habilitation verschwinden freilich die Vorbehalte gegen Frauen als Wissenschaftlerinnen nicht. Der historische Kontext zeigt uns nun, daß Edith Stein unter verschiedenen Gesichtspunkten in ihrer Handlungsmöglichkeit eingeschränkt war. Als Philosophin gehörte sie zur ersten Generation von Frauen, die den schwierigen Weg in die Wissenschaft gingen, und als Jüdin erfuhr sie die Vorbehalte des akademischen Milieus. Ihr Wechsel in das katholische Milieu der Weimarer Republik führte sie akademisch eher ins Abseits.

Die Angewiesenheit der ersten Wissenschaftlerinnengeneration auf die Förderung durch Mentoren ist besonders groß. Diese Angewiesenheit impliziert eine Erwartungshaltung, die antizipiert, daß der eingeschränkte eigene Handlungsradius durch die Handlungsmacht anderer geweitet werden möge. Edmund Husserl hat zu dieser Weitung nicht beigetragen.